

Für unsere Kinder

Nr. 15 ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ 1912

Inhaltsverzeichnis: Adler und Lerche. Von K. E. v. Ebert. (Gedicht). — Frühling. Von Jürgen Brand. — Wilde Tiere Südafrikas und ihr Schicksal. Von James Bryce. — Sepp der Profese. Von Robert Grösch. — Frühlingsglocken. Von Robert Reinick. (Gedicht.)

Adler und Lerche.

Von K. E. v. Ebert.

Adler, ich seh' von der Erde dich fliehn,
Adler, Adler, wo steigst du hin?

„Ich steige zur Sonne
Mit heftigem Mut,
Und sauge voll Wonne
Die himmlische Glut,
Und wiege mich droben
Im goldenen Schein,
Es winken nach oben
Die Flächen so klein.
Da schau' ich hernieder
Zum Erdschoß,
Und schaue wieder,
Und fühle mich groß.
Als wahrte doch immer
Das stolze Glitz,
Als müßt' ich dort nimmer
Zur Erde zurück!“

Lerche, ich seh' von der Erde dich fliehn,
Lerche, Lerche, wo steigst du hin?

„Ich steig' in die Lüfte,
Von Lust durchglüht,
Und atme die Düste,
Und singe mein Lied.
Ich schaue die Felser
Tief unter mir,
Dort schattige Wälder
Und Wiesen hier,
Und Flüsse, glühend
Im Morgenglanz,
So schön und so blühend
Die Erde ganz!
Da zieht es mich nieder
Vom Himmelszelt,
Da berg' ich mich wieder
Im Saatensfeld.“

○ ○ ○

Frühling.

Als ich gestern durch den Garten ging und unter Gebüsch versteckt das erste Veilchen fand, da durchströmte mich das alte wonnige Gefühl: Er ist auf dem Wege! Er kommt, der Frühling! Mit Dankbarkeit betrachtete ich das bescheidene Blümchen. Und doch weckt gerade das Veilchen in meinem Herzen zugleich eine wehmütige Erinnerung aus meiner Kindheit.

Die Gedanken schweiften weit zurück. Ich war noch ein kleiner Bube und sollte demnächst in die Schule kommen. Noch schien der Himmel in ungetrübter Heiterkeit, und meine Tage vergingen mit fröhlichem Spiel. In jener Zeit war ein kleines Mädchen meine einzige Spielgefährtin; sie war, wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, etwa ein Jahr jünger als ich und hieß Nanni. Ich erinnere mich ihrer als eines wunderschönen Kindes: In ihrem pausbäckigen Engelsgesichtchen leuchteten zwei tiefblaue Augen, und um die Stirne ringelten sich kraus und widerspenstig dichte helle Locken, die wie der feinste Flachs glänzten. Wenn gelegentlich Besuch kam, dann wurde Nanni von allen geliebt und verhätschelt. Aber ich bin nie neidisch auf meine kleine Freundin gewesen, und als mir eines Tags meine gute Tante versicherte, ich hätte von allen die schönste Gespielin, da fand ich das ganz in der Ordnung. Weil die Gärten unserer Eltern aneinander grenzten, so waren Nanni und ich den ganzen Tag über beisammen. In einer Ecke des Gartens lag für uns ein großer Sandhaufen, an dem wir stundenlang unsere Kuchen und Torten backten und „Vater und Mutter“ spielten. Nannis Puppe war unser Kind, und wir haben sie, obschon sie nur einen Arm hatte, mit großer Zärtlichkeit gepflegt. Die Puppe war unsere ständige Begleiterin und wurde, wenn wir umhertollten, erbarmungslos an ihrem einen Arme mitgeschleift. In allen Dingen waren wir ein Herz und eine Seele; was wir taten, das taten wir gemeinsam. So kam es denn, daß wir uns auch bei den Mahlzeiten nicht trennen konnten: heute war ich bei Nanni zu Gast und morgen sie bei mir; damit hatte man sich hüben wie drüben abgesunden. Bei solcher Gelegenheit sah ich zum erstenmal Nannis Mutter. Sie

war eine schlanke, blasser Frau mit einem feinen und schwermütigen Gesicht. Stets trug sie schwarze Kleider, so daß ihr Gesicht nur noch bleicher erschien. Wenn sie zu uns sprach, hatte sie eine leise und unendlich gütige Stimme. Später habe ich erfahren, daß sie schon nach einjähriger Ehe Witwe geworden war. Nun war Klein-Nanni ihre einzige Liebe und Sorge. Nannis Vaters war ein hoher Beamter gewesen, und es sah drüben sehr vornehm aus, so daß ich mich ohne meine Gespielin in die hohen, kostbar möblierten Gemächer nicht hineingewagt hätte. Weit wohler fühlte ich mich im Garten; da konnten wir nach Herzenslust laufen und lärmern. Hin und wieder kamen natürlich auch kleine Meinungsverschiedenheiten vor; aber niemals haben wir uns ernstlich gezankt. Nur einmal habe ich ihr wirklich wehe getan, bald darauf aber hat sie mir den größten Schmerz zugefügt, der zwischen zwei Menschen möglich ist, die sich lieb haben. Wir saßen wieder auf unserem geliebten Sandhaufen und blätterten in meinem Bilderbuch. Darin gab's mancherlei Erstaunliches zu sehen; so einen wirklichen Löwen, der mit weit aufgerissenen Rachen einer Antilope in den Nacken sprang. Das Bild beschäftigte uns lange, und wir kamen überein, daß wir diese Jagd nachmachen wollten, und zwar sollte, wie sich das gehörte, ich der Löwe sein und Nanni der „Hirsch“. Und so geschah's. Mit furchtbarem Gebrüll stürzte ich plötzlich auf das arme Wesen los und schlug ihr meine Krallen in die lieblichen Locken. Doch kaum hatte ich meinen schmähligen Überfall ausgeführt, so erhob Nanni ein noch lauterer Geschrei als ich vor dem, ließ unbegreiflicherweise sogar ihre Puppe im Stiche und rannte wie eine wirkliche Antilope dem Hause zu. Ich trabte ziemlich bedrückt hinterher und kam mir gar nicht mehr löwenmäßig vor. Da erschien Nannis Mutter im Garten und nahm die weinende Kleine auf ihre Arme, trocknete ihre Tränen und tröstete sie mit ihrer sanften Stimme. Dann kamen sie auf mich zugeschritten; mir entsank aller Löwenmut, und ich fing unvermittelt an, erbärmlich zu heulen. Die stille blasser Frau nahm auch mich an die Hand und führte uns beide zu einer nahen Bank, wo wir unter abwechselndem Schluchzen den Hergang erzählen mußten. Sie lächelte nur leise. Dann sagte sie: „Nun nehmt euch in Arm und seid wieder gut miteinander; aber ein so garstiges Spiel dürft ihr nicht wieder spielen.“ Wir schüttelten entschlossen den Kopf und beteuerten ein über

das andere Mal: „Nicht wieder tun; nicht wieder tun!“ Damit war dieser schreckliche Zwischenfall erledigt.

Der Sommer kam und verging unter frühlichem Spiele. Als die trüben Tage des Herbstes kamen, lag der schöne Garten verödet; wir mußten nun den ganzen Winter über auf unserem Zimmer spielen. Das taten wir auch, so gut es damit gehen wollte. Als aber der letzte Schnee aus dem Garten verschwunden war, da richteten sich unsere Blicke wieder sehnsüchtig auf den Sandhaufen, den wir vom Fenster aus sehen konnten. „Mutter!“ rief eines Tags Nanni, „dürfen wir in den Garten?“ „Nein, Kinder, noch nicht; draußen ist es noch zu kalt und naß.“

„Mutter,“ fragte nach einer Pause die Kleine, „wann dürfen wir wieder in den Garten?“

„Wenn die Veilchen blühen.“

„Nun hatte ich nichts Eisrigeres zu tun, als täglich nachzuschauen, ob die Veilchen blühten. Aber sie wollten noch immer nicht hervorkommen.“

Als ich eines Tags den gewohnten Gang ins Nachbarhaus machen wollte, sagte mir unvermutet die Tante, ich dürfe heute nicht hinübergehen; Nanni sei nicht wohl und könne keinen Lärm vertragen. Ich beteuerte sogleich, daß ich mich ganz still verhalten wolle. Doch es half nichts, ich mußte dableiben. Auch am nächsten Tage durste ich nicht zu meiner kleinen Freundin, und noch mehrere Tage, ich weiß nicht wieviele, vergingen, an denen ich zu Hause bleiben mußte. So mochten etwa acht Tage vergangen sein. Da fiel mir plötzlich ein, daß ich nun in den Garten gehen müsse; denn jetzt würden doch gewiß die Veilchen blühen. Es muß gegen Ende März gewesen sein; denn sie blühten wirklich, und freudestrahlend kam ich mit dem selbstgepflückten Strauß zu meiner Tante: „Jetzt blühen die Veilchen. Dürfen Nanni und ich nun wieder in den Garten?“

Die gute Tante sah mich so seltsam an, nahm mich auf ihren Arm und küßte mich heftig; währenddem sah ich eine Träne in ihrem Auge glänzen. Dann betrachtete sie sinnend den Veilchenstrauß.

Am Nachmittage zog sie mir meinen Sonntagsanzug an und gab mir den Veilchenstrauß in die Hand. Dabei sagte sie mit zitternder Stimme: „Nun geh hin und bringe deiner kleiner Freundin die Veilchen. Sei auch fein artig und still.“ Ich mußte vor Freude nicht, wie mir geschah und lief mehr als ich ging.

Als ich drüben in den Hausflur trat, strömte mir ein seltsamer Duft entgegen. Auch wunderte ich mich, daß Nanni nicht, wie sonst immer, die Treppe herabgesprungen kam, um mit mir in den Garten zu gehen. Statt ihr kam ihre Mutter; sie war noch bleicher als sonst. Als sie meiner ansichtig wurde, schien es mir plötzlich, als versagten ihr die Kräfte. Sie sah mich mit starren Augen an; mir wurde ganz ängstlich zumute, so daß ich kein Wort hervorbringen konnte. Dann hörte ich, wie sie heftig zu weinen anfing. Da hielt es mich nicht länger und ich wollte ohne Gruß schleunigst umkehren. „Nein, nein!“ rief es da hinter mir; „komm doch näher. Willst du denn Nanni nicht die Weilchen bringen? Komm, ich führe dich zu ihr.“ Nun ging ich willig mit und freute mich, Nanni wieder zu sehen und bald wieder mit ihr im Garten spielen zu dürfen. Ihre Mutter öffnete eine Zimmertür und schob mich vor sich her.

In der Mitte des Zimmers, inmitten blühender Blumen in einem schwarzen Sarglein lag meine kleine süße Freundin. Die lieblichen blauen Augen waren geschlossen und die kleinen weißen Händchen waren gefaltet. Zu ihren Häupten und zu ihren Füßen brannten feierliche Kerzen.

Ich begriff nicht sogleich, was das bedeutete. Eine unsagbare Angst schnürte mir fast die Kehle zu. Nannis Mutter nahm meinen Weilchenstrauß und legte ihn zwischen die kalten, blassen Händchen ihres toten Lieblings. Dann sank sie in einen Stuhl und weinte bitterlich.

Und da weinte ich auch.

Dann trocknete sie ihre Tränen und führte mich ganz dicht an den Sarg hinan. Als ich mit scheuen Blicken das Unbegreifliche vor mir betrachtete, sagte sie mit bebenden Lippen zu mir: „Nun sag Ade zu der armen kleinen Nanni; sie wird nun nie mehr mit dir im Garten spielen.“ — Auf's neue strömten ihr die Tränen hervor. Dann geleitete sie mich die Treppe hinab, drückte mich noch einmal heftig an sich und ließ mich gehen.

Mein kleiner Kopf konnte das Schreckliche nicht verstehen. Ich weiß nur, daß mir meine kleine Welt leer und öde erschien. Viel, viel später erzählte mir die Tante, daß ich nach dem plötzlichen Tode der kleinen Freundin oft des Nachts aus dem Schlaf aufgeschrien sei und vor mich hing gesprochen habe: „Arme kleine Nanni.“

Meinen Weilchenstrauß hat die Tote mit ins Grab genommen. Und wenn ich heute die

ersten Weilchen finde, so muß ich denken an jenen Frühling meiner Kinderzeit und an den Strauß, den ich der toten Freundin als letzten Gruß gebracht habe, ihr, die sterben mußte, ehe noch der Frühling sie gegrüßt hatte. Arme kleine Nanni! — — Jürgen Brand.

o o o

Wilde Tiere Südafrikas und ihr Schicksal.*

Von James Bryce.

Als Südafrika zuerst durchforscht wurde, besaß es einen ungewöhnlichen Reichtum an Pflanzen und wilden Tieren; bis vor etwa vierzig oder fünfzig Jahren lenkte hauptsächlich die große Zahl, Größe und Schönheit dieser Tiere die Aufmerksamkeit der Europäer auf das Land. Man ahnte wenig davon, welche mineralischen Schätze es enthielt und wieviel Unheil diese noch hervorrufen würden. Deshalb es so reich an Tierarten war, ist eine Frage, die durch die Erforschung der Erdgeschichte vielleicht einmal gelöst wird, da viel von den Verhältnissen in Land und See von früheren Erdzeiträumen abhängt. Wahrscheinlich haben die großen klimatischen und Höhenunterschiede, die im Süden des afrikanischen Erdteils vorhanden sind, zur Entstehung dieser außerordentlichen Mannigfaltigkeit beigetragen. Auch der Umstand, daß das Land nur von Wilden bewohnt war, die wenig oder gar nichts taten, um irgend eine von der Natur geschaffene Tierart auszurotten, mag hier mancher schwachen Art die Fortdauer ermöglicht haben, während in Asien und Europa ebenso schwache den Waffen fortgeschrittener Völker erlagen. Das Land war deshalb das Paradies der Jäger. Außer dem Löwen und Leoparden gab es viele andere große Katzenarten, darunter einige von bemerkenswerter Schönheit. Ferner kamen außer dem Elefanten, der in einigen Gegenden sehr häufig war, zwei Arten von Nashörnern sowie das Flußpferd und die Straffe vor. Es gab eine unglaubliche Menge von Antilopen — man hat 39 Arten gezählt — darunter so edle Tiere wie das Glen und Kudu, so schöne wie den Springbock und Klippenspringer und so wilde wie das blaue Onu. Zwei Arten des Zebra, ferner das Quagga und der Büffel, ebenso gewaltig wie gefährlich, lebten hier. Wohl nir-

* Aus Bilder aus Südafrika von James Bryce. Hannover, Verlag von Gebrüder Jänecke.

gends in der Welt hätte man eine so große Menge schöner Tiere sehen, oder eine größere Menge gefährlicher jagen können.

Alles dies ist anders geworden, und zwar in den letzten Jahren mit verhängnisvoller Schnelligkeit, weil die Tragweite und Treffsicherheit der Feuerwaffen immer noch gestiegen, das Land europäischen Jägern zugänglicher geworden ist, und die Zahl der mit Gewehren bewaffneten Eingeborenen zugenommen hat. Der holländische Boer vor achtzig Jahren war ein guter Schütze und leidenschaftlicher Jäger, aber er jagte nicht, um berühmt zu werden und ein Buch über seine Abenteuer zu schreiben, und der Jäger von Beruf, der auf Elfenbein oder seltene Spielarten Jagd machte, war noch nicht aufgetaucht. Das Vernichtungswerk hat in der letzten Zeit so reißende Fortschritte gemacht, daß eine Aufzählung des noch vorhandenen Bestandes kaum jemanden in Versuchung führen wird, sich an dem Zerstörungswerk zu beteiligen, sondern vielmehr jeden von der Notwendigkeit, diesem Einhalt zu tun, überzeugen sollte. Als die Holländer sich zuerst am Kap niederließen, zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts, waren die Löwen so häufig, daß sie tagtäglich Leib und Leben der Ansiedler bedrohten. Man zeigt noch eine Stelle in dem zum Parlamentsgebäude in Kapstadt gehörigen Lustgarten, wo der Überlieferung gemäß einmal ein Löwe im Park des Kommandanten umherstreifend gefunden wurde. Im Jahre 1653 befürchtete man, daß Löwen das Fort stürmen würden, um sich der darin befindlichen Schafe zu bemächtigen, und noch im Jahre 1744 wurden in Sicht des heutigen Kastells neun Kühe von ihnen zerissen. Wenn es heutzutage dagegen überhaupt noch Löwen im Bereiche des Kaplandes gibt, so kann dies höchstens in den Dickichten der Fall sein, die den Dranjefluß säumen. Im Jahre 1854, als der Oranje-Freistaat unabhängig wurde, waren sie dort in großer Zahl vorhanden, sind aber seitdem längst ausgerottet. Im Norden Transvaals, sowie in den wilderen Gegenden des Zulu- und Betschuana-Lands kommt er noch stellenweise vor; häufiger schon in Matabele- und Maschonaland. Man kann aber, wie ich es im Oktober des Jahres 1895 tat, diese Gegenden durchwandern, ohne auch nur Gelegenheit zu haben, sein nächtliches Gebrüll zu hören und die, die auf die großartigste Wild Jagd machen, werden häufig enttäuscht. In dem niedrigen Streifen Portugiesisch-Ostafrikas zwischen den Bergen und

dem Indischen Ozean, hinter Sofala und Beira, sowie im Zambezi-Lande gibt es noch Löwen genug; aber ihre Zahl vermindert sich so schnell, daß sogar in dieser ungesunden und dünnbevölkerten Gegend nach dreißig Jahren wohl keine Löwen mehr übrig sein werden.

Der Leopard findet sich, außer in den dichtest bevölkerten Bezirken, noch im ganzen Lande; und da er gern felsige Stellen aufsucht, so wird er wohl, obwohl ihm seines schönen Pelzes wegen eifrig nachgestellt wird, nicht so bald ausgerottet werden. Einige der kleineren Raubtiere, vornehmlich die hübschen Luchse, sind jetzt sehr selten geworden. Hyänen gibt es noch viele, sie sind aber häßlich.

Elefanten streifen früher in großen Herden in den bewaldeten Gegenden umher, sind aber jetzt aus dem Kaplande, Natal und den beiden ehemaligen Boerenfreistaaten vertrieben. Nur in einem schmalen Streifen Waldland nahe der Südküste, zwischen Mossel-Bay und Algoa-Bay werden einige Herden von der Kapregierung gehegt, und im Norden Transvaals gibt es noch einige, die gleichfalls besonders geschützt werden. Wild wird der Elefant dagegen nur noch an der Ostküste südlich vom Zambezi und hier und da in der Nähe dieses Flusses gefunden. Aus diesen Gegenden wird er auch bald verschwinden, und wenn nicht irgend etwas geschieht, um der Elefantenjagd Einhalt zu tun, so kann man seine gänzliche Ausrottung innerhalb der nächsten fünfzig Jahre erwarten. Denn die alberne Vernichtungswut, die sogenannte Sportsleute auf seine Spuren hegt, und der hohe Preis des Elfenbeins vermindern seine Zahl tagtäglich. Ein ähnliches Geschick erwartet das Nashorn, das früher sogar am Kap häufig war, wo einmal der Wagen eines holländischen Gouverneurs von einem umgerannt wurde. Die weiße, größere Art ist jetzt beinahe ausgestorben, während das schwarze Nashorn auch im Norden zwischen Limpopo und Zambezi selten geworden ist. Dem Flußpferde, das durch seinen Aufenthalt im Wasser geschützt wird, ist es besser ergangen; in den Gewässern des Pungwe, Limpopo und anderer Flüsse Portugiesisch-Ostafrikas kann man es noch tauchen und herumplätschern sehen. Natal wird dieses ungeheure Wassertier aber bald nicht mehr kennen; im Kaplande, wo es früher sogar in den an die Tafelbucht grenzenden Sümpfen häufig war, wird es jetzt nur noch in den Lachen am unteren Dranjeflusse gefunden. — Das Krokodil hält besser Stand; es ist für

Vieh, das zum Flusse hinuntersteigt, um zu trinken, noch immer recht gefährlich. Im Zululande, die ganze Ostküste entlang und in den Flüssen des Maschona- und Matabelelandes gibt es kaum eine Lache, die nicht einige dieser furchtbaren Echten beherbergt. Wenn das Wasser in der trockenen Zeit so weit versiegt, daß nur noch ein wenig Schlamm übrig zu sein scheint, wühlt sich das Krokodil tief in diesen ein und verbringt die Zeit in einer Art von Halbschlaf, bis die Regenzeit es wieder zum Leben erweckt. Der Zuluhäuptling Lobengula war, zuweilen Leute, die sein Mißfallen erregt hatten, an Händen und Füßen gebunden, in den Fluß und diesen Ungeheuern zum Fraß vor; er litt auch nicht, daß diese getötet wurden, wahrscheinlich weil sie einigen Stämmen als heilig galten.

Die Straffe ist sehr selten geworden, obschon es noch ein oder zwei Herden im Süden des Matabelelandes und eine größere Anzahl in der Wüste Kalahari gibt. Auch das Zebra, und viele Antilopenarten, vornehmlich die größeren, wie Elen und Sandhirsch, sind im Verschwinden begriffen, während der Büffel, außer in einem Teil des Kaplandes, wo er gehegt wird, sich nur noch in den portugiesischen Besitzungen am Zambesi und an der Ostküste vorfindet; die jüngste Kinderpest hat ihn schwer betroffen. Der Strauß würde jetzt auch wohl auf die Wüste Kalahari beschränkt sein, wenn man nicht im Kaplande große Farmen angelegt hätte, wo junge Vögel ihrer Federn wegen aufgezogen werden. Auf diesen Farmen, besonders bei Graham's Town und im Duthornbezirke kann man große Mengen von ihnen sehen; es gibt auch keinen hübscheren Anblick, als zwei alte Vögel mit einer ganzen Schaar junger hinter ihnen dahin rennen zu sehen. Obschon jetzt in gewissem Sinne Haustiere, sind sie doch oft gefährlich, da sie mit großer Kraft nach vorn und unten ausschlagen können, und wen sie einmal niedergeworfen haben und mit ihren Krallen bearbeiten, der hat wenig Aussicht, mit seinem Leben davon zu kommen. Glücklicherweise ist es leicht, sie mit einem Stock oder sogar mit einem Regenschirm zu verscheuchen; wir wurden deshalb gewarnt, nie ohne eine derartige Waffe eine Straußenfarm zu betreten.

Schlangen scheinen hier weniger gefährlich zu sein, als in Indien und den Niederungen Australiens, obwohl es viele giftige Arten gibt. Die Riesenschlange wird über sechs Meter lang, ist natürlich nicht giftig und greift ungereizt den

Menschen niemals an. Die schwarze Momba, beinahe so groß wie eine Klapperschlange, ist jedoch ein sehr gefährliches Geschöpf, da sie den Menschen, ohne überhaupt gereizt zu sein, anfällt und ihr Biß in weniger als einer Stunde tödlich wirken kann. Man sieht in den tropischen Teilen Südafrikas viele Häute dieser Schlangen und kann manche aufregende Erzählungen von Kämpfen mit ihnen anhören. In den bestedelteren und kühleren Gegenden sind sie jetzt nicht mehr häufig.

Obgleich es sogar noch im Kapland und den ehemaligen Freistaaten mehr vierfüßiges Wild gibt als irgendwo in Europa, so gibt es doch nur noch zwei Bezirke, wo man große Tiere in beträchtlicher Anzahl erlegen kann. Einer von diesen ist die portugiesische Besitzung zwischen Delagoa-Bay und Zambesi, und der dementsprechende Teil Transwals, da, wo die niedrigeren Ausläufer des Drachengebirges sich zur Ebene hinabsenken. Die Gegend ist während und nach der Regenzeit sehr ungesund; der größte Teil ist es sogar während des ganzen Jahres.

Der andere Bezirk ist die Wüste Kalahari und das nördlich davon liegende Land zwischen dem Ngamissee und dem oberen Zambesi. In der Wüste Kalahari herrscht ein so großer Wassermangel, daß sie europäischen Jägern nur schwer zugänglich ist; die Umgebung des Ngamissees ist sumpfig und ungesund.

Insofern kommt nun die Natur den wilden Tieren allerdings zu Hilfe, aber die Jagdleidenschaft ist in manchen Leuten so stark, daß weder Durst noch Fieber sie abschrecken kann, und wenn das große Wild gerettet werden soll, so wird es offenbar notwendig sein, es unter gesetzlichen Schutz zu stellen. Soweit der Elefant, das Nashorn, die Giraffe und das Elen in Frage kommen, hat man dies auch schon versucht.

Es wäre zu hoffen, daß auch dem Löwen sowie einigen der seltenen Luchsarten etwas Rücksicht zuteil würde. So schädlich sie auch sind, es wäre doch schade, wenn sie gänzlich ausgerottet würden. Als ich im Jahre 1888 in Indien war, hörte ich, daß in dem ungeheuren Lande noch sieben Löwen vorhanden wären, für die eifrig gesorgt wurde. In Südafrika sollte man der Schlächtereie ein Ende machen, ehe es so weit kommt. Und obgleich es schwierig sein mag, die Eingeborenen von der Jagd auf großes Wild zurückzuhalten, so sollte man doch bedenken, daß der schlimmste Feind vieler Tiere nicht der Eingeborene, son-

dem vielmehr der Europäer ist. Von schädlichen Tieren sind es jetzt die Schimpanse, die den Bauern am meisten schaden; sie haufen in felsigen Gegenden und töten dort eine solche Anzahl von Lämmern, daß die Regierung eine Belohnung für ihre Erlegung zahlt. Aber es gibt kein größeres Tier, das auch nur entfernt so viel Unheil anrichtet, wie die beiden Insektenplagen, die die Geißel des östlichen Landes sind: die weißen Ameisen und die Heuschrecken.

o o o

Sepp der Frosese.

Von Robert Grösch.

1. Die Frosesen und der große Graue.

„Luchsauge war nie kein richtiger Indianer,“ sagte wegwerfend Frosesehäuptling Bären-tage, der nebenbei Alex Taggesell hieß. Aber nur nebenbei. Seitdem nämlich im Zoologischen Garten eine Indianertruppe aufgetreten war, schossen rund um die dreizehnte Bezirksschule die Indianerstämme wie Pilze aus dem Boden. So zerfiel die Oberklasse dieser Schule in die drei gefürchteten Stämme der Frosesen, Sioux und Komantschen. Wer nicht zu einem der zahlreichen Stämme gehörte, war kein richtiger Junge, und es gab nur wenige, die ihren Namen nicht gegen eine Indianerbezeichnung vertauscht hatten. Alex Barentage war also Häuptling der Frosesen, und jeden Tag tummelte sich der angesehene Stamm unter seiner Leitung in wehendem Feder schmuck draußen an der Stadtgrenze. Dort lagen die Jagdgründe des Stammes in einem Birkengehölz, zwischen dessen mächtigsten Bäumen das Frosese Wigwam stand. Diese Jagdgründe bildeten den Neid der übrigen Stämme, aber die Frosesen hatten noch jeden Versuch, sie daraus zu vertreiben, siegreich zurückgeschlagen.

„Nein, kein richtiger Frosese war Luchsauge niemals nicht,“ meinte Barentage noch einmal, wälzte sich auf den Bauch und blickte über seine zehn Krieger hin. Die nickten nur und verharrten in Schweigen, wie es richtigen Rothäuten zukommt.

Nein, ein richtiger Frosese war er nicht, der aus seinem Stamme ausgestoßene Luchsauge, der im gewöhnlichen Leben Sepp Sterzel hieß. Und doch war Luchsauge einer der besten Krieger gewesen. Denn wer warf den Speer am weitesten? Wer war am hurtigsten hinterdrein? Wer kletterte am flinksten die Birken hinauf und herunter? Luchsauge! Aber ein

richtiger Frosese war er trotzdem nicht, denn er scherzte und spaßte wie ein elendes Bleichgesicht: statt Barentage sagte er Rabenpfote, den springenden Büffel nannte er einen springenden Muffel, aus Adlerauge machte er Hühnerauge, Frosese verschandelte er zu Frosäse. Und des Häuptlings Schwester, Squaw Reihfeder, die an schulfreien Nachmittagen manchmal im Frosese Wigwam kaputte Federstübe flickte, nannte er frechweg Gufstel!

„Richtige Frosesen wie wir — —,“ fuhr Barentage fort, brach aber mitten im Satz ab, denn der um ihn herumhockenden Rothäute bemächtigte sich eine seltsame Unruhe. Sie packten die Speere fester, starrten nach der Straße hin und erhoben sich.

„Ein großer Hund!“ stammelte der kleine Krieger Adlerauge.

Nun fuhr auch Barentage in die Höhe. Richtig, ein großer Hund! Langsam und gemessen kam das mächtige graufellige Tier von der Straße her gerade auf das Lager der Frosesen zu. Vor den elf Kriegern machte es Halt, blickte geringschätzig zu ihnen auf, trottete zur Seite, beschnupperte das Wigwam, steckte den Kopf hinein, dann den langen großen Leib und — die Herzen der Frosesen standen still! — ließ sich in seiner ganzen Länge gemächlich darin nieder. Der große Kopf schaute zufrieden zwischen den Leinwandsegen des schattigen Eingangs hervor. . . .

Lange und starr blickten die Rothäute auf das Untier, dann hasteten sie ihre Blicke hilfeheischend auf ihren stattlichen Häuptling. Barentage war auch wirklich der Stämmigste unter ihnen. In der Turnstunde hob er eine Hantel, die kein anderer Junge mehr hoch brachte. Zudem besaß er den größten Speer, den größten Tomahawk und den größten Mund, mit dem er oft geklagt hatte: „Schade, daß es bei uns keine Raubtiere gibt! Denen wollte ich eins aufs Fell brennen!“

Und jetzt? Jetzt rückte Barentage verlegen an seinem wilden Federflügel herum und tat, als ginge ihn der große Hund gar nichts an. Plötzlich warf er seinen Speer bis nahe an die Straße und rief dazu: „Los, wer zuerst dort ist!“

Doch kaum hatten sich die zweiundzwanzig Weine in Trab gesetzt, da fuhr der große Graue aus dem Zelte heraus, sprang dumpf bellend hinter den rennenden Rothäuten drein, riß einige von ihnen um und schnappte so drohend nach den nackten Weinen, daß die Krieger laut aufstreichten und entsetzt Halt machten. Blässer

Schrecken lagerte auf ihren Wangen. Der große Graue aber trotzte wieder dem Zelte zu und legte sich im Eingang nieder, den Kopf den Kriegern zugewandt, als sei er Willens, streng über Ruhe und Ordnung zu wachen.

Verstört scharten sich die Trosesen um ihren Häuptling. Doch der hatte seine Würde und Haltung vollständig verloren. Bleicher als das bleichste Bleichgesicht schielte er nach dem großen grauen Tiere, und der kleine Adlerauge, der sich etwas gefaßt hatte, stichelte: „Nicht, Bären-tage, es ist doch schade, daß es bei uns keine richtigen Raubtiere gibt. . .“

Da färbten sich Bären-tages Wangen wieder etwas. „Ja, wenn ich wollte, ha,“ machte er. „Aber der Mann, dem der Hund gehört, der kennt uns. . .“ In Wahrheit hatte Bären-tage keine Ahnung, wem der Graue gehören könnte. „Und wenn ich ihm eins aufs Fell gebe, dann quieft das Vieh, und dann verraten die Leute dort drüben alles und mein Vater schimpft, weil der Mann uns kennt.“ In Wirklichkeit lagen die Häuser drüben über der Straße totenstill da und weit und breit war kein ver-ratdrohendes Bläßgesicht zu gewahren.

Kurz und gut: Bären-tage fürchtete sich, seine Krieger schämten sich, und der Stamm hielt einen kleinlauten Kriegsrat ab. Doch der große Graue lag bis gegen Abend auf dem gleichen Fleck. Dann erhob er sich, schüttelte sich, warf seinen geringschätzigen Blick rundum, trotzte davon, und die Trosesen atmeten befreit auf.

Wie fröhlich saßen sie am nächsten Tage wieder neben ihrem Wigwam! Wie nahm Häuptling Bären-tage den Mund wieder voll! „Wir sollten einmal einen richtigen Kriegszug gegen die Siour unternehmen! Denen wollte ich aber das Fell. . .“

Wieder brach Bären-tage mitten im Satze ab, denn wieder bemächtigte sich seiner Krieger eine seltsame Unruhe. „Der Hund!“ jagte Adlerauge.

Richtig: wiederum trotzte das graue Antier schwerfällig und gemessen von der Straße heran, beschnupperte das Trosesen-Wigwam und ließ sich wiederum in seinem schattigen Eingang nieder. Diesmal, ohne die beiseite tauenden Rothäute auch nur eines Blickes zu würdigen.

Und wieder hielt der Stamm einen klein-lauten Kriegsrat ab. „Sturm auf den Hund!“ schlug Adlerauge vor. „Feste dazu schreien!“ riet der springende Büffel. Aber Bären-tage schaute ängstlich drein. „Der Mann kennt uns und sagt's meinem Vater, wenn ich dem Hund was tue.“

Da schämten sich die Krieger ihres Häuptlings, schämten sich ihrer Ohnmacht und Latenzlosigkeit und konnten einander nicht recht in die Augen sehen. Bis gegen Abend saßen sie da, ohne etwas zu unternehmen. Denn der große Graue hielt auf Ruhe. Sprang ein Krieger seinem Speere nach — sofort sauste der Graue schnappend hinter seinen Beinen drein. Stieß einer den Kriegsruf aus — sofort stand der Graue knurrend auf allen Vieren. Kam einer dem Wigwam zu nahe — gleich fletschte der Graue drohend seine Zähne. O, wie die Krieger schimpften! Mußte der Hund auch gerade die Jagdgründe der Trosesen heimsuchen? Und warum auch ausgerechnet der größte Hund, den man je im Stadtviertel gesehen?

Hilflos saß der Stamm in schier endlosem Kriegsrat beisammen. Sang der Wind, der frisch und stark durchs Birkengeäst strich, sang der nicht ein Spottlied auf die Trosesen? O, wie sich die Trosesen schämten! Sie schämten sich noch, als der Graue längst wieder langsam nach Hause getrottet war. Sie schämten sich noch auf dem Heimweg. Und sie schämten sich erst recht andern Tags in der Schule, als der kleine Adlerauge die Hilfe der übrigen Stämme anrief. Das hätte er nicht tun sollen! Denn die Siour lachten dröhnend und die Komantschen stimmten mit ein in das höllische Gelächter. Hatten sie doch von jeher den Trosesen die Jagdgründe mißgönnt. Nun freuten sie sich, daß diesem stolzen Stamme die Jagdgründe durch einen Hund verleidet wurden, und sie spotteten über die Feigheit der Trosesen.

Nur einer in der ganzen Oberklasse verhielt sich still und nachdenklich: Luchsauge, der ausgestoßene Trosese. Es wollte ihm nicht gefallen, daß seine alten Feinde Siour und Komantschen über die Trosesen triumphierten. Wenn ihn auch sein Stamm nicht mehr in seiner Mitte duldete, er rechnete sich trotzdem noch zu den Trosesen. Hatte er die Trosesen nicht in der Kunst unterwiesen, einen richtigen Federsturz zu verfertigen? Hatte er sie nicht gelehrt, den Speer zu schleudern? Hatte er die vier Pfähle des Wigwams nicht eingraben helfen? Luchsauge war eben ein geborener Trosese, wollte einer bleiben und wälzte unter seinem hellborstigen Schädelbache einen klugen Plan.

2. Wie Luchsauge den großen Grauen zähmte.

Als Luchsauge aus der Schule nach Hause kam, holte er Speer, Schild und Tomahawk

hervor und machte still lächelnd seinen Federstuf zurecht.

Die Froschesen aber lagerten bereits wieder in ihren Jagdgründen. Diesmal hielten sie ihr Wigwam rechtsseitig besetzt, und als der große Graue zur üblichen Stunde dahergetrottet kam, erhoben sich vor dem Zelte elf Rothhäute, die ihm elf Speere entgegenstreckten und mit dem Mute der Verzweiflung drein schauten. Da legte sich der Hund brummend im Schatten einer Birke nieder und schob den Kopf auf die Vorderbeine, als habe er Zeit, zu warten, bis der Platz frei würde. Doch der wurde nicht frei. Denn auch die Froschesen setzten sich und saßen, als seien sie vor dem Eingang des Wigwams festgebunden. Sie berieten hin und her, wie sie ihre Jagdgründe befreien könnten von der Tyrannei des Grauen, der die Froschesen nicht rennen, nicht kämpfen und nicht froh werden ließ.

„Wenn bloß der Mann meinen Vater nicht kennen tät!“ beteuerte Bärentage und erzählte zum hundertsten Male, wie er dem Feinde beimkommen wollte, wenn nur nicht — da wandten sich die Augen aller Krieger nach der Straße hin. Wer kam längs der Häuser daher in prächtigem, am Rücken herablaufendem Federschmuck? Wer bog mit grell bemaltem Schilde und langem Speere in die Jagdgründe der Froschesen ein? Wer kam so stattlich angetan, wie ihn die Froschesen seit einer Woche nicht mehr gesehen? — Luchsauge!

Stolz und mit einem pfiffigen Lächeln auf dem schmalen, etwas spitzen Gesicht schritt er auf das Wigwam zu. Ruhig musterte er die elf Froschesen, die mit unfreundlichen Mienen vor dem Zelteingang hockten, ruhig musterte er den neben dem Stamm einer großen Birke lang ausgestreckt liegenden Hund, stieß mit dem Speer auf und sagte: „Der wird gezähmt!“

„Ha!“ — „Haha!“ Ein gedrücktes Lachen ließen die Froschesen hören, warfen ungläubige Blicke auf Luchsauge und schwiegen im übrigen als echte Rothhäute.

„Gezähmt wird er!“ behauptete Luchsauge noch einmal und ging langsam an den Hund heran. „Drrrrr!“ knurrte der. Doch Luchsauge ließ sich dadurch nicht einschüchtern, sondern zog ruhig ein Papierpäckchen aus der Tasche. Der Graue hob neugierig den Kopf. Luchsauge entnahm dem Papier ein paar Wurfschalen — da war der Graue mit einem Saße in der Höhe und fuhr mit dem Kopfe nach Luchsauges Hand. Schnapp, weg waren die Schalen. Dann schleckte sich das Tier mit der Zunge die mächtigen Beizen, schluckte noch

einmal, schnupperte an Luchsauges Tasche, ließ den Schweif pendeln und sah zu der Kleinen Rothhaut auf.

(Fortsetzung folgt.)

o o o

Frühlingsglocken.

Von Robert Reinick.

Schneeglöckchen tut läuten!

Was hat das zu bedeuten?

Ei, gar ein lustig Ding!

Der Frühling heut geboren ward.

Ein Kind der allerschönsten Art.

Zwar liegt es noch im weißen Bett,

Doch spielt es schon so wundervoll.

Drum kommt, ihr Vögel, aus dem Süd

Und bringet neue Lieder mit!

Ihr Quellen all

Erwacht im Tal!

Was soll das lange Zaudern?

Sollt mit dem Kinde plaudern!

Maiglöckchen tut läuten?

Was hat das zu bedeuten?

Frühling ist Bräutigam,

Nacht Hochzeit mit der Erde heut

Mit großer Pracht und Festlichkeit.

Wohlauf denn, Nelk' und Tulipan,

Und schwenkt die bunte Hochzeitsfahn'!

Du, Ros' und Lilie schmückt euch fein,

Bräutjungfern sollt ihr heute sein!

Ihr Schmetterling'

Sollt bunt und flink

Den Hochzeitsreigen führen,

Die Vögel musizieren!

Vlauglöckchen tut läuten!

Was hat das zu bedeuten?

Ach, das ist gar zu schlimm!

Heut Nacht der Frühling scheiden muß,

Drum bringt man ihm den Abschiedsgruß.

Glühwürmchen ziehn mit Lichtern hell,

Es rauscht der Wald, es klagt der Quell,

Dazwischen singt mit süßem Schall

Aus jedem Busch die Nachtigall

Und wird ihr Lied

So bald nicht müd',

Ist auch der Frühling ferne. —

Sie hatten ihn alle so gerne!

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Maria Zettin (Gundel), Wilhelmshöhe,

Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck u. Verlag J. S. W. Metz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.